

Statuskämpfe der Wissensgesellschaft: Die Nutznießer und die Ausgeschlossenen

Resch, Christine; Steinert, Heinz

Veröffentlichungsversion / Published Version

Sammelwerksbeitrag / collection article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Resch, C., & Steinert, H. (2006). Statuskämpfe der Wissensgesellschaft: Die Nutznießer und die Ausgeschlossenen. In K.-S. Rehberg (Hrsg.), *Soziale Ungleichheit, kulturelle Unterschiede: Verhandlungen des 32. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in München. Teilbd. 1 und 2* (S. 229-241). Frankfurt am Main: Campus Verl. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-145391>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer Deposit-Lizenz (Keine Weiterverbreitung - keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Gewährt wird ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt. Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

Terms of use:

This document is made available under Deposit Licence (No Redistribution - no modifications). We grant a non-exclusive, non-transferable, individual and limited right to using this document. This document is solely intended for your personal, non-commercial use. All of the copies of this documents must retain all copyright information and other information regarding legal protection. You are not allowed to alter this document in any way, to copy it for public or commercial purposes, to exhibit the document in public, to perform, distribute or otherwise use the document in public.

By using this particular document, you accept the above-stated conditions of use.

Statuskämpfe der Wissensgesellschaft: Die Nutznießer und die Ausgeschlossenen

Christine Resch und Heinz Steinert

Die Behauptung, Wissen sei zur entscheidenden Produktivkraft geworden, impliziert: Körperliche Arbeit ist das nicht mehr. Mit der Diagnose »Wissensgesellschaft« stellen die Besitzer von Wissen einen Anspruch auf besondere Beachtlichkeit auf – so wie das im 19. Jahrhundert mit der Aufwertung der körperlichen Arbeit geschehen ist, die bis dahin als Fluch und verächtlich gegolten hatte. Die Arbeiterbewegung hatte auch das Ziel, körperliche Arbeit vom Stigma von Dreck und Minderwertigkeit zu befreien. Erreicht wurde das erst im 20. Jahrhundert. An dessen Ende war es damit schon wieder vorbei: Wer heute, in der »Wissensgesellschaft«, nicht über Bildungszertifikate verfügt, wird als hoffnungslos abgewertet. Die einstigen Helden der Arbeit haben in ihr schlechte Karten. Der Begriff »Wissensgesellschaft« ist selbst ein Instrument der Status-Konkurrenz.

Wir beschreiben die mit »Wissensgesellschaft« verbundenen Statuskämpfe mit Hilfe von drei Materialien:

- aus dem, was in Theorien der »Wissensgesellschaft« heute von den hoch gebildeten Exponenten dieser Gesellschaftsdiagnose über diejenigen ausgesagt wird, deren Ausbildungsqualifikation nicht so hoch ist;
- aus den Ergebnissen einer empirischen Erhebung zur Bedeutung von »Wissensgesellschaft« bei Leuten mit Abitur und solchen, die über geringe Bildungsabschlüsse verfügen;
- schließlich aus einem theoriegeschichtlichen Vergleich der Bedeutungen von »Wissensgesellschaft« in der Soziologie der sechziger und siebziger Jahre (»Wissensgesellschaft I«) und heute (»Wissensgesellschaft II«).

Abschließend wird es darum gehen, einige Widersprüche der Wissensgesellschaft aufzuzeigen.

»Wissensgesellschaft« von oben: Rechtfertigung von sozialer Ungleichheit und sozialer Ausschließung

In Theorien der »Wissensgesellschaft« werden vorwiegend die Erfahrungen der gebildeten Schicht bearbeitet. Zu diesen Erfahrungen gehören: intellektuelle Produktion unter Bedingungen von Kulturindustrie; die Bildungsexpansion, die es ermöglichte, dass sich die gebildete Schicht als hegemoniale verstehen kann, die zugleich aber die interne Konkurrenz verschärft hat; dazu gehören PC und Internet als technischer Fortschritt und nicht zuletzt die wirtschaftliche Ausnahme-Erfahrung der neunziger Jahre – Spekulationsblase, *start-up*-Firmen, Beratungsboom –, die als »Wissensökonomie« beschrieben wurde. Wer nicht zu diesen »gehobenen Dienstleistern«, »Symbolanalytikern« oder sonst »Wissensarbeitern« gehört, kommt in dieser Gesellschaftskonzeption entweder gar nicht vor oder wird als »überflüssig« kategorisiert:

»Unter dem Druck von Wissensbasierung und Globalisierung spaltet sich der Arbeitsmarkt in drei Hauptsegmente der Qualifikation auf, die sehr unterschiedlichen Regeln unterliegen. Das unterste Segment der rund 20% nicht oder gering qualifizierter oder qualifizierbarer Arbeitnehmer ist hoffnungslos. Es wird mit deutlicher Ausbildung der Wissensgesellschaft immer weniger in der Lage sein, sich durch Arbeit selbst zu erhalten und mithin die Armutsgrenze unterschreiten und/oder dauerhaft auf zusätzliche Transfereinkommen angewiesen sein.« (Willke 1998: 363)

Gegenüber den als »die Unqualifizierbaren« (Willke 1998), »die Dummen« (Willke 2002) oder »die Unfähigen« (Willke 2003), »die Entschleuniger« (Glotz 1999) oder »die Überflüssigen« (Bude 1998) Bezeichneten (und dieser »hoffnungslose« Teil der Gesellschaft wird auf 20 Prozent bis ein Drittel geschätzt) besteht in der Wissensgesellschaft eine beachtliche Ausschlussbereitschaft, die mit Globalisierung und dem damit verbundenen Druck der internationalen Standortkonkurrenz gerechtfertigt wird. Sie besteht auch in den stigmatisierenden Bezeichnungen, die in den Gesellschaftsdiagnosen gewählt werden.¹

In der Politik liegen diese »Unqualifizierbaren« »uns«, dem mittleren und oberen Segment, auf der Tasche. Die Lösung dafür heißt Brot und Spiele, also ein Minimum an Sozialstaat und ein Maximum an Fernsehen:

»Jeder Versuch, den Armen zu helfen, subvertiert sich aber gerade durch seinen Erfolg. Die Transfers für Arme erleichtern nämlich den Armen das Leben – und verringern dadurch die Kosten des Armseins und den Anreiz, die Armut zu überwinden. Damit wächst die Abhängigkeit von wohlfahrtsstaatlichen Programmen. Das Problem wird dann mit Formeln wie »Hilfe zur Selbsthilfe« verdeckt. Das macht zwar die Sozialhilfeempfänger nicht lebensfähiger, hält aber den Sozialstaat in Gang.« (Bolz 2005: 53)

¹ Eine ausführliche Kritik und Analyse dieser Kategorisierungen findet sich bei Steinert (2000a, b).

»Die neue Massenkultur wirkt also nicht schlechthin nivellierend. (...) Nicht jeder vermag sich der Stilelemente dieser Kultur ironisch zu bedienen oder zwischen den verschiedenen Stilebenen zu wechseln wie der Zapper zwischen RTL II und Arte, zwischen Aldi und Edel-Italiener. Deshalb ist die neue »Massenkultur« mehr, als wir zumeist wahrnehmen, zugleich zu einer Klassenkultur der neuen Unterschichten geworden.« (Nolte 2004: 62)

Formate wie *Big Brother*, *Musikantenstadt*, *DSDS – Deutschland sucht den Superstar* (wenn nicht »die Spitzenuniversität«), *Bachelor* oder *Ich bin ein Star – Holt mich hier raus!* führen Teilnehmer wie Zuseher als deren Opfer und auf »primitive« Vergnügungen reduziert vor. Paul Nolte wendet das »Arbeitsbündnis« solcher Sendungen aber auf die Zuschauer an: Nicht mehr die Unterhaltung ist »schlecht«, sondern über die »neuen Unterschichten« wird gesagt, sie seien inkompetent. In der Kritik der Gebildeten an den Proleten (Nolte spricht in diesem Kontext auch von »fürsorglicher Vernachlässigung«) ist es das Problem, dass »wir« eine Bevölkerungsschicht hinter die Ansprüche von »Wissengesellschaft«, wie wir sie verstehen, zurückfallen lassen.

Die Entwicklung des Fernsehens ist aber auch ein gutes Beispiel dafür, wie das instrumentell eingesetzte, also verkäuflich gemachte Wissen der Wissensgesellschaft aussieht: Mit den Privatsendern ist aus dem, was einmal Bildungsfernsehen war und die Nation einte, ein deutlich nach Bildungsschichten polarisiertes Zwei-Klassen-Fernsehen entstanden. Ein »Proli-TiVi« hat sich ausdifferenziert. Dieses »Proli-TiVi« ist aber zugleich ein typisches Produkt von »Wissensökonomie«, die Macher und Protagonisten werden als die »neuen Helden« der Wissensgesellschaft beschrieben:

»Einige der neuen Helden der Wissensgesellschaft sind, jedenfalls für die »alte« Oberschicht, ziemlich seltsame Figuren und in jedem Falle Emporkömmlinge. Hacker, Modeschöpfer, Popmusiker, Schönheitschirurgen, Schauspielerinnen, TV-Moderatoren, Models, Talkshow-Wissenschaftler wie Sloterdijk oder Höhler, Fußballer, Trainer oder Tennisspieler fallen die Treppen der Wissensgesellschaft hinauf, weil sie über relevante Erfahrungen in Feldern von großem allgemeinem Interesse verfügen, während zur gleichen Zeit die meisten Schriftsteller, Gelehrten oder sogar Nobelpreisträger völlig unbekannt und einflusslos bleiben.« (Willke 2002: 210)

Wissengesellschaft ist damit zur Kenntlichkeit entstellt. Es ist die Verallgemeinerung von Kulturindustrie.² Um »Wissen« geht es dabei nur, soweit es sich um Wissen handelt, wie aus jedem Einfall Geld zu machen ist. Wissensgesellschaft, das ist die Konkurrenz der Gebildeten um Prominenz und um Einschaltquoten: Relevant ist nur, was von »großem allgemeinem Interesse« ist. Relevant ist etwas nur, wenn viele Leute dazu gebracht werden können, Geld dafür auszugeben. Wissensgesellschaft ist der Ausdruck dafür, dass es gelungen ist, die gebildete Schicht warenför-

² Zu Kulturindustrie als Produktionsmittel der gebildeten Schicht und die Kämpfe darum vgl. ausführlich Resch/Steinert (2003); zur Unmöglichkeit von Befreiung in der Wissensgesellschaft vgl. Laster/Steinert (2003).

mig zu vereinnahmen. Sie spielt das herrschende Spiel, beansprucht nicht mehr, für Aufklärung und Kritik zuständig zu sein, sondern kämpft um Popularität. Wissen wird zwar als Produktivkraft, abgeschwächt als Produktionsfaktor bestimmt, faktisch ist damit aber Wissen als Ware gemeint.

»Wissensgesellschaft« von unten: Konkurrenz und Fernsehen

Wir haben 2003 in themenzentrierten Gesprächen über »Wissensgesellschaft« die alltäglichen Bedeutungen dieses Begriffs bei jüngeren und älteren Männern und Frauen mit unterschiedlich hohen Bildungsabschlüssen (mit – ohne Abitur) durch Student/inn/en (also junge, hoch gebildete Interviewer) erheben und protokollieren lassen. Aus etwa 150 Gesprächsprotokollen können wir vor allem sagen, dass »Wissensgesellschaft« »unten« eher als verschärfte Konkurrenz und Arbeitshetze ankommt. Die Gebildeten sehen die Instrumentalisierung von Wissen anders und positiver.

Es ist durchaus überraschend, wie bekannt der Begriff in den verschiedenen Positionen ist, die meisten haben ihn schon gehört, selbst wenn er ihnen nicht vertraut ist, mobilisieren alle Vorstellungen davon, was damit gemeint sein könnte. Überraschend war auch, dass Wissensgesellschaft »kein Geschlecht« hat. Der Wissens- und Bildungsbegriff verändert sich mit dem Alter, nicht aber mit dem Geschlecht. Es sind die Jüngeren, die Bildung bereitwilliger auf instrumentelles Wissen reduzieren: »Man weiß ja nicht, ob man etwas später noch braucht«, sagt ein 32-jähriger Fahrer einer Getränkefirma. Die Älteren erinnern sich an »Allgemeinbildung«: Der Inhaber einer Werbeagentur, 56 Jahre, meint, dass »(...) viel zu viele Menschen zu wenig wissen, die Allgemeinbildung wird immer weniger«, und schlägt als bessere Bezeichnung für die gegenwärtige Gesellschaft »Halbwissensgesellschaft« vor.

Aus den Gesprächen lernen wir auch, dass Wissensgesellschaft viel mit Medien (PC, Internet und Fernsehen) und Kulturindustrie zu tun hat. Die Verbreitung des PC (als Arbeitsinstrument und als Spielzeug) und das Fernsehen (Quizsendungen) sind Belege dafür, dass diese Gesellschaftsdiagnose zutrefte: »Vor allem weil, wenn ich jetzt beim Jauch sitzen würde, würde ich dann vielleicht gewinnen, weil ich das weiß, auch wenn es eigentlich wertlos ist«, weiß eine junge Fotografin. Ein junger Angestellter mit Hauptschulabschluss formuliert das so: »So wie ich Wissen definiere, da gehört dann nicht nur dazu, wie man sich Photosynthese erklärt, sondern auch welchen Stecher Verona Feldbusch als letztes gehabt hat, das muss man genauso wissen. Damit wird dann Geld gemacht.« Wir können daraus lernen, dass die weniger Gebildeten eine größere Distanz zur Kulturindustrie haben. Man nimmt das Gerede nicht ganz ernst.

Erfahren werden aber auch Konkurrenz und die Folgen von Rationalisierung: Arbeitslosigkeit oder Hochleistungsansprüche – je nach Position. Die typische Erfahrung von Wissensgesellschaft unten besteht darin, dass »ständig wechselnde und neue Produkte entstehen« und dass »überall die Arbeitskräfte eingespart werden und dadurch neue Arbeitsvorgänge erlernt werden müssen.« So fasst eine 21 Jahre alte Verkäuferin zusammen, was, mit anderen Worten ausgedrückt, bedeutet: Wenn eine Kollegin entlassen wird, muss man selbst am Computer die Arbeit von zweien machen. »10 Leute machen den Job von 200, wenn man in die Fabriken schaut«, sagt ein 45-jähriger Dachdecker. Eine 40-jährige Dienstleistungsfachkraft im Postbetrieb drückt diesen Sachverhalt so aus: »Aber für die Gesellschaft muss man halt gucken, welche Folgen das hat, wenn immer weniger Menschen gebraucht werden oder Personen für die gleiche Arbeitsleistung.«

Aufgrund der zitierten Erfahrungen haben Leute ohne Abitur auch eine reiche Palette von Vorschlägen, wie die gegenwärtige Gesellschaft passender zu beschreiben wäre: Ellbogen-, Geld-, Leistungs-, Aufschneider-, Egal-, Ich-, Friss-oder-stirb- und Egoisten-Gesellschaft werden angeboten. (Spaßgesellschaft wird auch erwähnt, aber die sei ja nun vorbei.) »Konkurrenz« ist die Grunddimension. Die Pointe an diesem Ergebnis ist freilich, dass mit »Konkurrenz« eine Dimension im Mittelpunkt steht, die weiter verallgemeinerbar ist als »Wissen«: Sie trifft alle.

In Theorien zur »Wissensgesellschaft« wird nämlich verallgemeinernd unterstellt, dass möglichst alle alles wissen sollen, und dass es da noch viel zu tun gibt, und dass diejenigen, die da nicht mithalten können, leider abgehängt werden. Auch in den Befragungen wird Wissensgesellschaft personalisiert, auf Personen als Träger von Wissen bezogen. Diese Personalisierung wird »unten« aber verwendet, um die Reichweite des Begriffs zu kritisieren. Wissensgesellschaft sei nur für bestimmte Berufe eine treffende Beschreibung, die Gesellschaft insgesamt könne damit nicht adäquat analysiert werden. »Vielleicht handelt es sich ja bloß um einen Begriff, den sich mehr wissende Menschen selber gegeben haben. Eine sehr arrogante Bezeichnung für eine Gesellschaft.« (Schneiderin, über 40 Jahre) »Manche Leute denken, als Kfz-Mechaniker bist Du halt einfach dumm.« (Kfz-Mechaniker, 33 Jahre)

Handarbeit und praktische Fertigkeiten, die in dieser Position ganz selbstverständlich als Wissen verstanden werden, seien nach wie vor notwendig. »Mein Fachwissen benötige ich jeden Tag im Beruf und nur ich bin der Fachmann, der darüber verfügt.« (Außendienstmitarbeiter, 43 Jahre) In der gebildeten Schicht wird dieser sozialstrukturelle Bezug selten geleistet. Vielmehr wird die eigene Lebensweise verallgemeinert.

Auf die Frage, ob eine neue Unterschicht entstehe und wer was dagegen tun könnte, lassen sich die Antworten deutlich entlang des Merkmals »Bildung« sortieren. Häufig wird freilich nur »neu« zurückgewiesen, Arme und Reiche habe es immer gegeben. Folgt man den Aussagen der Gebildeten, tragen die Leute selbst dafür

die Verantwortung: »Verlierer sind die, die nicht über das nachgefragte Fachwissen verfügen«, weiß eine 27-jährige Studentin. »Wer keine Anforderungen an sich selbst stellt und nicht bereit ist, ein Leben lang zu lernen«, so ein 50 Jahre alter Geschäftsführer, sei gefährdet, in die Unterschicht abzurutschen. Sie könnten die Bildungsanforderungen nicht erfüllen, seien ihnen nicht gewachsen, wird gesagt. Sie müssten sich besser aus- und fortbilden und sich überhaupt auf die neuen Anforderungen besser einstellen. Staatliche Fortbildungsmöglichkeiten könnten aber dabei behilflich sein. Die Unterstellung, mit der hier gearbeitet wird, ist, dass *alle* zur gebildeten Schicht gehören könnten und dass das ein wünschenswerter Zustand wäre. Sofern man sich selbst gefährdet sieht, arbeitslos zu werden, weil, wie gesagt wird, inzwischen alle Schichten davon betroffen sein können, wird von den Gebildeteren schon der Begriff »Unterschicht« als unsinnig zurückgewiesen. Bei den Jüngeren unter den Hochgebildeten ist angekommen, dass eine gute Ausbildung keine Garantie für einen guten Arbeitsplatz und eine gute Position in der Gesellschaft mehr ist. Sie beschreiben Wissen auch häufig als Macht. Im Gegensatz zu den älteren Leuten wird Bildung und Wissen als Merkmal verstanden, das gesellschaftsstrukturierend ist.

Leute mit weniger Bildung machen Politik dafür verantwortlich: »Die da oben« könnten es schon richten, sie wollten aber nicht. An die Wirtschaft appelliert kaum jemand. Eine Ausnahme ist eine junge Studentin (25 Jahre), sie sagt: »Die Unternehmen sollen nicht nur Abiturienten nehmen. Mit Hauptschulabschluss lachst dich ja heute jeder aus, da kriegst du nicht mal mehr einen Ausbildungsplatz. Das kann ja nicht sein.«

Politik wird häufiger dafür verantwortlich gemacht, ihr werden auch Handlungsmöglichkeiten zugeschrieben: »Mehr Geld für die Armen. Weniger Reiche. Also eine bessere Verteilung. Vor allem die Politiker und die Beamten sollten mal zurückstecken.« (LKW-Fahrer, 34 Jahre) Alle sind realitätsmächtig genug zu wissen, dass Wirtschaft an Profit orientiert ist und nicht am Gemeinwohl, dass allenfalls die Politik da intervenieren kann: Eine Quote, die die Wirtschaft dazu bringe, einen bestimmten Anteil unqualifizierter Leute einzustellen, ist eine der Ideen, wie das Problem zu lösen sei. Die meisten Vorschläge beziehen sich auf notwendige Umverteilungen und staatliche Weiterbildungen, die zur Verfügung gestellt werden müssten. Wo sich die neoliberale Ideologie schon weiter durchgesetzt hat, wird »den Dummen« selbst die Schuld und die Notwendigkeit zur Initiative zugewiesen.

Ganz selten wird Produktivitätssteigerung und die damit verbundene Entstehung einer Unterschicht als Sachzwang beschrieben, den man nicht vermeiden könne, um international konkurrenzfähig zu bleiben. Das tun fast nur Politiker, Journalisten und Soziologen. »Das Volk« – tatsächlich kommt dieses Argument in jeder sozialen Position vor – weiß genau, dass eine hohe Produktivität gut für die

Ökonomie ist, dass das aber nicht notwendig bedeutet, dass hohe Produktivität auch gut für die Gesellschaft ist.

Wissensgesellschaft, so kann man bilanzieren, zeichnet sich durch Meisterschaft in Rate-Spielen und einen kompetenten Umgang mit immer komplizierteren Gebrauchsanweisungen aus. Und sie wird als Abwertung von Erfahrungen zugunsten von per Mausklick zugänglichen Informationen wahrgenommen. Das Wissen, das die Wissensgesellschaft auszeichnet, wird nicht ganz ernst genommen. Die zunehmende Konkurrenz, die arrogante Haltung gegenüber Leuten mit geringeren Bildungsabschlüssen und die gestiegenen Leistungsansprüche dagegen schon. Die neoliberale Politik, deren Ideologie in Theorien der Wissensgesellschaft ausgearbeitet wird, hat ziemlich handfeste Folgen.

»Wissensgesellschaft I« und »Wissensgesellschaft II«

So ganz neu, wie oft getan wird, ist die Idee einer »Wissensgesellschaft« freilich nicht. In den sechziger und siebziger Jahren des 20. Jahrhunderts, der »Wissensgesellschaft I« (Bell 1973; Gouldner 1979; Touraine 1969), war die Diagnose einer neuen Bedeutung von »Wissen« mit Fortschritts- und Planungsoptimismus verbunden, auch wurde eine Koalition zwischen den Technokraten (Ingenieuren und Planern) und den gut ausgebildeten Arbeitern gesucht. Heute, in der »Wissensgesellschaft II«, wird hingegen eine weite Kluft zwischen Kopfarbeit und »bloßer« Handarbeit gesehen.

Diese erste, die US-amerikanische Wissensgesellschaft, die in der Bundesrepublik Deutschland schon früh rezipiert wurde (z.B. Kern 1976), steht in der Tradition der angelsächsischen Aufklärung: pragmatische Projektmacherei, bei der Fortschritt und Beherrschbarkeit unterstellt sind. Diese Gesellschaftsentwürfe belegen die Planungseuphorie, wie sie zuletzt in den siebziger Jahren möglich war. Es ist das Abstraktionsvermögen von Wissenschaftlern und Technikern, das die bewusste Planung von Fortschritt durch Technik möglich macht. Die Hochachtung für die Wissenschaften, und das ist als implizite Statuspolitik interessant, ist ein Plädoyer für autonome Forschung. Das ist Politik der gebildeten Schicht *gegen* die herrschende, die sich nicht auskennt und von der man sich auch nicht in die Sache hineinreden lassen will. Bei Alvin W. Gouldner wird das noch deutlicher: Er argumentiert, dass der Besitz der Produktionsmittel nicht ausreicht, dass es vielmehr die »technische Intelligenz« sei, die die Produktionsmittel kontrolliere. Zusammen mit

den Intellektuellen wird diese Intelligenz als »dritte Klasse« und als mögliches »revolutionäres Subjekt« bestimmt.³

Mit der Erfindung der »Risikogesellschaft« (Beck 1986) wurde die Technik-Fortschritts-Gläubigkeit scharf kritisiert, die die »Wissensgesellschaft I« auszeichnete. Vielmehr wurden Gefahren betont, die steigende Produktivität hervorbringt: Die Produktion von Reichtum geht mit der Produktion von Risiken einher. Der Optimismus der »Wissensgesellschaft I« wurde in Europa durch Technikkritik gebrochen. Die attraktiven Figuren sind nicht mehr Techniker und Planer, sondern die Kritiker der hegemonialen Experten, die Kritiker der Naturwissenschaften: die Öko-Bewegung und ihre Gegenexperten.

Eine Renaissance erlebte »Wissensgesellschaft« dann hierzulande zur Hoch-Zeit der *new economy* in den neunziger Jahren. Im Unterschied zur »Wissensgesellschaft I« ist die »Wissensgesellschaft II« zur von allen Fraktionen der gebildeten Schicht geteilten Diagnose geworden. Die Bezeichnung wird von Wissenschaftlern, Politikern und Journalisten völlig selbstverständlich als zutreffend verwendet. Neue faszinierende Berufe sind entstanden: Informatiker und Web-Designer, die unkonventionelle und schnelle Karrieren machten. Aber nach dem Platzen der Spekulationsblase ist die »Wissensgesellschaft II« defensiv geworden. Wir müssen sie zwar forcieren, um bei der internationalen Standort-Konkurrenz mithalten zu können, aber sie überfordert uns auch. Es ist eine »beschleunigte Gesellschaft«, in der viele leider nicht mithalten können werden: siehe oben. Mit den Arbeitern ist jetzt kein Pakt mehr zu machen. Auch Planung ist diskreditiert, der Markt soll jetzt alles richten. Von autonomer Forschung, wie noch bei Daniel Bell, ist jetzt keine Rede mehr.

Wissen als wichtigste Produktivkraft wird mit den immergleichen Beispielen plausibel gemacht: mit der zunehmenden Bedeutung von Experten aller Art (darunter Berater) und mit den Produktionskosten von Computer-Chips, deren Wert hauptsächlich aus den immateriellen Entwicklungskosten bestehe, die Produktion des materiellen Gegenstands sei dagegen vernachlässigbar. Es ist nicht besonders schwierig, die Auswahl der Beispiele zu kritisieren und anhand vieler anderer auf die gesellschaftliche Bedeutung von körperlicher Arbeit hinzuweisen. An den Beispielen ist etwas anderes interessant: Warenförmigkeit des Wissens ist darin immer schon vorausgesetzt. Einen Tauschwert haben etwa billig herzustellende Software und Medikamente nämlich nur, wenn das in den Waren oder Dienstleistungen enthaltene Wissen patentiert oder sonst die freie Zugänglichkeit beschränkt wird, es also knapp gemacht wird. Mit der »Wissensgesellschaft« wird der Sieg des Kapitalismus gefeiert, der den Traum der Alchimisten verwirklicht und imstande ist, aus (fast)

³ Alain Touraines »postindustrielle Gesellschaft« ist nicht ganz so optimistisch, sie ist vor allen Dingen eine Kritik der damit verbundenen neuen, der technobürokratischen Herrschaft und der französischen Meritokratie.

allem Gold zu machen. Zugleich ist das aber eine defensive Gesellschaftskonzeption: Wir müssen uns den gegenwärtigen kapitalistischen Sachzwängen anpassen.

In der (freilich interessierten) Naturalisierung von Neoliberalismus zu »Wissensgesellschaft« werden zutreffende Erfahrungen unterschiedlich verarbeitet. Es ist die Erfahrung einer neuen Technologie, aber ihre Auswirkungen sind einmal Rationalisierung, Arbeitsdruck und Konkurrenz, auf der anderen Seite die Chance für interessante und ertragreiche Projekte, für ein paar Jahre ein *new-economy*-Glücksspiel mit phantastischen Gewinnen und wenig Gefahr zu verlieren. In der Sicht »nach oben« wird man unter Druck gesetzt, während der Blick »nach unten« nur mangelnde Fähigkeiten und Zurückbleiben wahrnimmt. Als »Wissensgesellschaft« zuerst konzipiert wurde, sollte sie ein gemeinsames Projekt von Planern und Arbeitern für eine besser funktionierende Gesellschaft sein. Heute ist »Wissensgesellschaft II« eher eine Koalition der Gebildeten mit den Unternehmern und mit einer wirtschaftsfreundlichen Politik gegen die Arbeiter. Die Lebensweise der Gebildeten wird im Arbeitskraft-Unternehmer verallgemeinert.⁴

Der Sieg im Status-Kampf ist freilich ein Pyrrhus-Sieg: In der Wissens-Ökonomie werden die Produkte von intellektueller Arbeit zwar verkäuflich, aber ein wichtiger Teil davon besteht in der Rationalisierung von wissensbasierter Arbeit in automatisierten Programmen und elektronisch festgelegten Abläufen. Es geschieht der wissensbasierten Arbeit dasselbe, das die fordistische Arbeitsorganisation am Fließband seinerzeit den Facharbeiter-Qualifikationen getan hat: Auch innerhalb der gebildeten Schicht wird dadurch Arbeit entwertet und Konkurrenz verschärft. Bei aller Freude an der intellektuellen Projektemacherei in *start-up*-Firmen wäre es – statt sich panisch von den Ausgeschlossenen abzugrenzen – auch für die Gebildeten nützlich, die Erfahrungen »derer da unten« ernst zu nehmen.

Der Widerspruch in der »Wissensgesellschaft«

Mit »Wissensgesellschaft«, so haben wir argumentiert, wird die neoliberale Produktionsweise naturalisiert und auf den Kopf gestellt. Wissensgesellschaft ist der sozialwissenschaftliche Beitrag zur ideologischen Absicherung von Neoliberalismus. Ein Kernstück der neoliberalen Ideologie sind die Abwertung von Bürokratie und die Wertschätzung von Unternehmertum und Markt. Das Kernstück von Wissensgesellschaft ist zusätzlich die Abwertung von Handarbeit (und Erfahrungen) und die Hochachtung für Wissen. Trotz der Beschwörung von Markt und Wissen lässt sich

⁴ Den Begriff haben Voß/Pongratz (1998) geprägt, zur Unterscheidung zwischen Arbeitskraft-Unternehmern und Arbeitskraft-Beamten vgl. Steinert (2003: 57ff.).

Wissensgesellschaft angemessener charakterisieren, wenn man den gegenwärtigen Bürokratisierungsschub und die zunehmende De-Qualifizierung als Ausgangspunkte nimmt.⁵

Dass wir es mit einer »De-Qualifizierung« auch und vor allen Dingen der »Wissensarbeiter« zu tun haben, lässt sich anhand der sozialwissenschaftlichen Diagnosen und der empirischen Untersuchung, die wir durchgeführt haben, leicht belegen. In den Gesprächen wird »Wissen« scharf von »Bildung«, die, so das Ergebnis, an Bedeutung verloren habe, unterschieden: Wissenslücken, die genannt werden, beziehen sich ausschließlich auf berufliche Situationen und sind fast immer durch eine kleine Recherche im Internet oder einen Blick ins Lexikon aufzufüllen. Dazu passt, dass es kaum jemandem peinlich ist, nicht Bescheid zu wissen. Es sind Informationsdefizite, die man bei Bedarf und für den Bedarf aufarbeitet und danach wieder vergisst. Dass man deshalb nicht qualifiziert genug sei, kommt niemandem in den Sinn. Am häufigsten wird freilich über mangelnde Kenntnisse im Umgang mit dem (jeweils neuesten) PC-Programm erzählt. Auch hier versprechen die einschlägigen Handbücher schnelle Hilfe und werden auch so verwendet. Aber das wird als Entwertung von Kompetenzen wahrgenommen. Man wäre durchaus in der Lage, die Aufgabe gekonnt zu bewältigen, hat nur mit dem von der Software aufgezwungenen Vorgehen Schwierigkeiten. Das aber bedeutet, dass eine der zentralen Erfahrungen, die zur Wissensgesellschaft gehört, die Anpassung an standardisierte und penibel einzuhaltende Vorschriften, an komplizierte Gebrauchsanweisungen, aber eben doch »nur« Gebrauchsanweisungen ist. Oder, anders ausgedrückt, wie im Fordismus auch materialisiert sich Wissen in Maschinen, die ganz Wenige entwickeln, während die Vielen, die damit arbeiten, immer wieder einmal damit beschäftigt werden, neue Routinen einzuüben. Wissensgesellschaft ist damit vor allem die Verallgemeinerung von Halbbildung.

In den Theorien der »Wissensgesellschaft II« wird mehr oder weniger explizit davon ausgegangen, dass Wahrheit, Wissenschaft und zweckfreie Bildung ihre Autorität zugunsten von verwertbarem Wissen eingebüßt hätten. Als relevantes Wissen wird, wie wir gezeigt haben, am Markt erfolgreiches Agieren bestimmt. Für die hochgeschätzten Symbolanalytiker sind es damit die geschickte Generierung von Moden und die rechtzeitige Anpassung an Populäres, die ihren herausgehobenen Status ausmachen. Auch auf Berater, einer der Prototypen von Wissensarbeitern, die in diesen Theorien immer als Beispiel verwendet werden, trifft das zu. Ihr gesellschaftlicher Einfluss beruht kaum auf ihrem besonderen Wissen, sondern vielmehr

⁵ Zum Stellenwert von »Dummheit« und »Bürokratie« in der Wissensgesellschaft vgl. auch Steinert (2005: 44ff.).

auf Machtpolitiken, für die sie als Dienstleister nachgefragt werden.⁶ Das Wissen, das sich hochbezahlt verkaufen lässt, auch das sei noch angemerkt, zeichnet sich dadurch aus, dass es allgemein bekannt und damit plausibel ist. Mit exklusivem Wissen ist dieser Effekt – die Einsicht, dass das angebotene Wissen hilfreich ist –, der einem Vertragsabschluss vorausgesetzt ist, viel schwieriger herzustellen. In den Theorien zur Wissensgesellschaft selbst, so kann man zusammenfassen, wird Wissen zwar zur wichtigsten Produktivkraft stilisiert, aber ein inhaltlich anspruchsvolles Wissen ist damit nicht gemeint. Das ist zwar kein Widerspruch, aber doch Ausdruck der bereitwilligen Anpassung der gebildeten Schicht an die Herrschaft des Marktes und, an Beratung besonders deutlich, an die Interessen der Wirtschaft und Politik. »Wissensgesellschaft« ist Statuspolitik in eigener Sache, Statuspolitik derjenigen, die über einen privilegierten Zugang zu kulturindustriellen Produktionsmitteln verfügen.

Dass Wissensgesellschaft mit einem Bürokratisierungsschub verbunden ist, wird von einem Vokabular verdeckt, für das »Expertise«, »Exzellenz« oder »Elite« Beispiele sind. Aber es gibt auch Begriffe, die für die Wissensgesellschaft charakteristisch sind, die zusätzlichen Verwaltungsaufwand indizieren, aber trotzdem nicht so thematisiert werden: »Zielvereinbarungen«, »Evaluationen«, »Qualitätskontrolle«. An einem Zitat kann man veranschaulichen, wie solche Verwaltungs-Akte zum »wissensbasierten Paradies« (Willke 2003: 289), das demnächst über uns hereinbreche, umgedeutet werden:

»Es ist zu erwarten, dass globale Expertise in unterschiedlichen und auch innovativen Manifestationen genau diese komparative Evaluierung vorantreibt, indem Standards der Exzellenz, »benchmarks«, »best practises«, Vergleichsstudien à la PISA und ähnliche, verdichtete Expertise leicht beobachtbare Maßstäbe für die Performanz von Steuerungsregimen abgeben. Da sich Akteure und Systeme mit diesen Maßstäben auseinander setzen müssen, sobald sie offen liegen und beobachtbar sind, ist weiter zu erwarten, dass sich Meta-Maßstäbe und generalisierte Erwartungen für Transparenz, Verantwortlichkeit und Responsivität herausbilden, die über »Transparency International« weit hinaus gehen. Die »audit explosion«, die Michael Power ahnungsvoll beschreibt, wird zum flächendeckenden Ereignis.« (ebd.: 288f.)

Dieses Zitat ist deshalb interessant, weil es trotz aller Anstrengungen, eine angemessene (und erwünschte) gesellschaftliche Entwicklung in zeitgenössischen Mode- und Zauber-Wörter zu beschreiben, nicht gelingt, die Widersprüche auszublenken. »Standards der Exzellenz«, »leicht beobachtbare Maßstäbe« und »generalisierte Erwartungen« führen deutlich vor, dass Wissensgesellschaft vor allen Dingen Standardisierung bedeutet. Diese Standardisierung ist das Ergebnis von permanenten Evaluierungen, einschließlich der Evaluation dieser Evaluierungen (»Meta-Maß-

⁶ Vgl. dazu ausführlich die empirische Studie von Resch (2005), in der Wissensgesellschaft als Ideologie von Berater-Kapitalismus interpretiert wird.

stäbe«). Was bisher aber kaum zur Kenntnis genommen wird, ist, dass Evaluierungen aller Art (inklusive der »Zielvereinbarungen«, die ihnen vorausgehen und die in kurzen Abständen neuen Vorgaben angepasst werden müssen) den Verwaltungstätigkeiten zuzurechnen sind. Das betrifft öffentliche Einrichtungen (die Verwaltungen selbst, Krankenhäuser, Universitäten, Kulturveranstalter, Gefängnisse, Agenturen für Arbeit), aber auch Unternehmen, die allerdings Bezeichnungen wie »Visionen« bevorzugen, die sie sich von Unternehmensberatungen ausarbeiten lassen. Zwar gehören »Missionen und Visionen« auch in den Selbstdarstellungen von Universitäten etwa längst zu den Selbstverständlichkeiten, aber im Alltag dominieren dann doch krudere Vokabeln, in denen der Kontrollaspekt kaum geleugnet wird: »Zielvereinbarungen« eben, die überprüft werden.

Es stimmt schon, was wir traditionell unter Verwaltungsbeamten verstehen, hat in der »Wissensgesellschaft« an Image verloren. Den Beamten werden keine Reformen zugetraut, sie gelten als verknöchert und autoritär wie Bürokratien insgesamt auch. »Schlanker Staat« und »schlanke Verwaltungen« werden propagiert, die Einrichtungen werden, dem Dienstleistungssektor nachempfunden, umbenannt und die Berufe der dort Beschäftigten auch. Über die realen Veränderungen ist dagegen wenig bekannt. Aber selbst wenn mit Rationalisierungen in Verwaltungen die erwünschten Effekte erreicht wurden, wird das leicht durch Akkreditierungs- und Evaluationsbehörden, durch Beratung und die vom »aktivierenden Staat« erzwungene »Selbstverantwortung«, die zu einem erheblichen Teil aus Selbstverwaltung von Mangel besteht, kompensiert. Dass diesen »neuen Verwaltern« mit aktenauglichen Selbstbeschreibungen (»Briefing« genannt, wenn das Manager für Berater leisten) zugearbeitet werden muss, von Fachkräften, die wegen ihrer inhaltlichen Qualifikationen angestellt worden sind, wie Ärzten, Professoren oder Erziehungsberatern in Sozialverwaltungen, lässt das Ausmaß langsam erahnen, in dem Verwaltung im Neoliberalismus ausgebaut worden ist.

Nur im Kapitalismus kann es gelingen, die diskreditierten und belächelten Fünf-Jahres-Pläne noch zu übertreffen. Das kann deshalb gelingen, weil sich unter der Voraussetzung von »Wissen als Ware« mit Planung und ihrer Überprüfung gutes Geld verdienen lässt.

Was uns in der »Wissensgesellschaft« als Innovation und Exzellenz angetragen wird, ist tatsächlich ein enormer Schub an bürokratischer Standardisierung und Kontrolle unter dem verschärften Druck von Konkurrenz. Die Verfechter der Wissensgesellschaft bemühen sich redlich, die Banalität des Wissens, von dem tatsächlich gehandelt wird, hinter modischen und euphemistischen Bezeichnungen zu kaschieren. Sie forcieren einen Wissensbegriff, in dem schon immer antizipiert ist, dass Kopfarbeit rationalisierbar ist und bearbeiten zugleich ihre berechtigten Ängste davor, wegrationalisiert zu werden.

Literatur

- Beck, Ulrich (1986), *Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne*, Frankfurt a.M.
- Bell, Daniel (1973), *The Coming of the Post-Industrial Society*; zit. nach: ders. (1975), *Die nachindustrielle Gesellschaft*, Frankfurt a.M./New York.
- Bolz, Norbert (2005), *Blindflug mit Zuschauer*, München.
- Bude, Heinz (1998), »Die Überflüssigen als transversale Kategorie«, in: Berger, Peter A./Vester, Michael (Hg.), *Alte Ungleichheiten, Neue Spaltungen*, Opladen, S. 363–382.
- Glötz, Peter (1999), *Die beschleunigte Gesellschaft. Kulturkämpfe im digitalen Kapitalismus*, München.
- Gouldner, Alvin W. (1979), *The Future of Intellectuals and the Rise of the New Class. A Frame of Reference, Theses, Conjectures, Arguments, and a Historical Perspective on the Role of Intellectuals and Intelligentsia in the International Class Context of the Modern Era*; zit. nach: ders. (1980), *Die Intelligenz als Neue Klasse: 16 Thesen zur Zukunft der Intellektuellen und technischen Intelligenz*, Frankfurt a.M./New York.
- Kern, Lucian (Hg.) (1976), *Probleme der postindustriellen Gesellschaft*, Köln.
- Laster, Kathy/Steinert, Heinz (2003), »Keine Befreiung: Herr und Knecht in der Wissensgesellschaft«, *Zeitschrift für kritische Theorie*, Jg. 16, S. 114–130.
- Nolte, Paul (2004), *Generation Reform: Jenseits der blockierten Republik*, München.
- Resch, Christine (2005), *Berater-Kapitalismus oder Wissensgesellschaft? Zur Kritik der neoliberalen Produktionsweise*, Münster.
- Resch, Christine/Steinert, Heinz (2003), »Kulturindustrie: Konflikte um die Produktionsmittel der gebildeten Klasse«, in: Demirovic, Alex (Hg.), *Modelle kritischer Gesellschaftstheorie. Traditionen und Perspektiven der Kritischen Theorie*, Stuttgart, S. 312–339.
- Steinert, Heinz (2000a), »Die Diagnostik der Überflüssigen«, *Mittelweg 36*, Jg. 9, H. 5, S. 9–17.
- Steinert, Heinz (2000b), »Die beschleunigte Gesellschaftsdiagnose: Skeptische Anmerkungen zu Peter Glötz«, *Wespennest*, Nr. 121, S. 6–14.
- Steinert, Heinz (2003), »Partizipation and Social Exclusion: A Conceptual Framework«, in: Steinert, Heinz/Pilgram, Arno (Hg.), *Welfare Policy from Below. Struggels against Social Exclusion in Europe*, Aldershot/Hampshire, S. 45–59.
- Steinert, Heinz (2005), *Neue Flexibilität, neue Normierungen: Der zuverlässige Mensch der Wissensgesellschaft*, Wien.
- Touraine, Alain (1969), *La société post-industrielle*, zit. nach: ders. (1972), *Die postindustrielle Gesellschaft*, Frankfurt a.M.
- Voß, Günter G./Pongratz, Hans J. (1998), »Der Arbeitskraftunternehmer. Eine neue Grundform der Ware Arbeitskraft?«, *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, Jg. 50, H. 1, S. 131–158.
- Willke, Helmut (1998), *Systemisches Wissensmanagement*, Stuttgart.
- Willke, Helmut (2002), *Dystopia. Studien zur Krisis des Wissens in der modernen Gesellschaft*, Frankfurt a.M.
- Willke, Helmut (2003), *Heterotopia. Studien zur Krisis der Ordnung moderner Gesellschaften*, Frankfurt a.M.